

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
*Spektrum 1 – Ursiderne* im Verlag Gyldendal, Kopenhagen.

Die Übersetzung wurde gefördert von der Danish Arts Foundation.



Danish Arts  
Foundation



Deutsche Erstausgabe

1. Auflage

© Atrium Verlag AG, Imprint Arctis, Zürich 2025

Alle Rechte vorbehalten. Der Verlag untersagt ohne ausdrückliche schriftliche Zustimmung die Nutzung dieses Werkes im Sinne des §44b UrhG für das Text- und Data-Mining.

© Nanna Foss & Gyldendal, Copenhagen 2020.

Published by agreement with Gyldendal Group Agency

Übersetzung: Alina Becker

Umschlaggestaltung: Franziska Stern @coverdungeonrabbit unter

Verwendung von Motiven von © cgtrader.com und © freepik.com

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2025

ISBN 978-3-03880-195-5

GPSR (General Product Safety Regulation)-Kontakt:

W1-Verlage GmbH, Semperstraße 24, 22303 Hamburg,

gpsr@w1-verlage.de

[www.arctis-verlag.de](http://www.arctis-verlag.de)



Folgt uns auf Instagram  
unter @arctis\_verlag

NASRIN





Drei Mal schon habe ich gewusst, ich würde sterben.

Beim ersten Mal war ich sechs Jahre alt.

Ich hatte mich beim Anstieg auf den Rodelhügel verausgabt. Der Puls hämmerte mir in den Ohren, mein Atem hinterließ weiße Wolken, mein ganzer Körper vibrierte vor Leben und Wärme.

Oben angekommen, traf mich die Erkenntnis so plötzlich wie ein Schlag in die Magengrube.

Du wirst sterben, Nasrin. Jetzt lebst du, aber eines Tages ist es vorbei. Das hier dauert nicht ewig.

Ich knetete das Schlittenseil zwischen den Händen und spürte die Sterblichkeit durch meinen Körper wabern, eiskalt wie der schmelzende Schnee auf meinen Fäustlingen.

Beim zweiten Mal war ich acht Jahre alt.

Ich hörte beinahe in Zeitlupe, wie der Ast knackte. Es fühlte sich an wie in einem dieser Zeichentrickfilme, in denen die Schwerkraft erst nach ein paar Sekunden einsetzt. Ich hatte noch Zeit ›*Oh nein*‹ und ›*Jetzt sterbe ich*‹ zu denken, aber ich konnte nicht schreien, als ich hinabstürzte.

Das Geräusch eines Knochens, der bricht, klingt fast so wie ein Ast, der knackt. Ich hatte eine Gehirnerschütterung, bekam einen Gipsarm und meine Schläfe wurde mit zehn Stichen

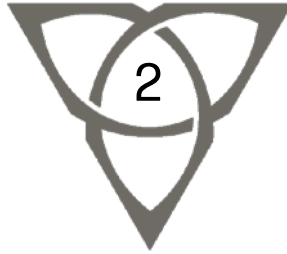
genäht. Alle in meiner Klasse wollten meine Narbe sehen und auf den Gips schreiben. Der Arzt sagte, ich hätte Glück gehabt. Mein Vater nahm sich Urlaub und ich durfte den Rest der Woche aussuchen, was es zum Abendessen gab. Die Grenze zwischen Kummer und Freude, zwischen tot und nicht-tot, ist manchmal nur so seltsam dünn wie ein Blatt Papier.

Beim dritten Mal war ich zehn Jahre alt.

Ich sah meiner Mutter in die Augen und wusste:

Jetzt sterben wir. Wir schaffen es nicht.

Und es geschah wirklich: Wir starben. Aber meine Mutter starb am meisten.



~~ich hasse wasser~~

wasser ist alles

was ich nicht bin

~~wasser ist immer irgendwas~~

wasser ist nie etwas

selbst wenn es verdampft

oder gefriert

ist es immer noch ~~wasser~~

stärker als ich

~~wenn eine seele ertrinken kann~~

wenn sich ein körper im wasser auflösen kann

kann es die seele wohl auch

~~wenn man sterben kann ohne zu sterben~~

~~kann man auch leben ohne zu leben~~

Heilige Scheiße, ist das schlecht. Diese Laberheinis, die behaupten, Poesie sei die authentischste Form sich auszudrücken, sollte man dazu zwingen, das hier zu lesen.

»*Wasser ist alles, was ich nicht bin.*« Ja klar. Ungefähr zwei Drittel unseres Körpers bestehen aus Wasser. Miese Lyrik, obendrein noch wissenschaftlich inkorrekt.

Ich reiße die Seite aus dem Notizbuch und knülle sie zusammen. Stehe von der schmutzigen Matratze auf, gehe ans Fenster, öffne es.

Das Papierknäuel fliegt über die immergrünen Schleifenblumen und landet in einem Bach, der fast zugefroren ist. Im Schnee unter dem Fenster liegen bereits viele Papierkugeln. Die Feuchtigkeit lässt meine Gedanken als blaue Flecken in das Weiß laufen.

Zu Hause werden miese Gedichte besonders gründlich entsorgt. Papa versteht nicht, wieso die Taste für die Doppelspülung schon so abgenutzt ist, obwohl unsere Toilette erst ein paar Jahre alt ist.

Der Bach hat meine letzten Worte verschluckt. Die Doppelspülung der Natur. Effektiv.

Wenn ich mich aus dem Fenster lehne, kann ich das halb verrottete Mühlrad an der Außenwand sehen. Es ist komplett von Moos überzogen und steht seit vielen Jahren still. Schon so lange, dass alle außer mir die Wassermühle hier draußen, mitten im Wald, vergessen haben. Früher war der Bach unter mir wie ein Motor, der das Mühlrad zum Drehen und die Sägeblätter zum Schnurren brachte. Jetzt ist er nur noch ein schwarzer Riss in einer weißen Landschaft, gesäumt von verfaulten Blättern und schleimigen Zweigen.

Ich schließe das Fenster. Die Sonne steht tief am Himmel, direkt über den Bäumen, die die Lichtung umgeben. Ihre Strahlen färben mein Spiegelbild in der verschmutzten Scheibe goldgelb. Ich setze meine Strickmütze ab und bringe mein

Haar in Ordnung. Der Sidecut ist diesmal wirklich kurz geraten – wenn ich mir die blauen Haare aus dem Gesicht streiche, sieht es fast aus, als wäre ich auf der einen Seite kahl. Die Narbe von den zehn Stichen verläuft ungleichmäßig entlang meiner Schläfe. Ohne die Mütze sehe ich aus wie eine zu kurz geratene Punk-Version von Frankensteins Monster.

Papa hat nichts dazu gesagt. Weder zum Haarschnitt noch zu den grellblauen Strähnen. Er ist lausig im Schimpfen, deswegen tut er in der Regel so, als würde er alles, was dazu führen könnte, gar nicht bemerken. Es war immer Mama, die dafür sorgte, dass meine Hausaufgaben und Pflichten erledigt werden. Sie war es, die am lautesten schrie und am innigsten umarmte. Die einen Großteil meiner Welt ausmachte. Auch dann noch, als sie sie verließ.

Meine Fingerspitzen gleiten über das stachelige schwarze Haar unter den blauen Strähnen. Dann setze ich die Mütze wieder auf und stopfe den Großteil meiner Haare darunter.

Ich trete vom Fenster weg und lege eine Hand auf die rostigen Sägeblätter. Sie sind fast einen Zentimeter dick und haben scharfe, braune Zähne. Als sie noch blank waren, haben sie sich mithilfe des Bachs durch dicke Baumstämme gefressen. Wasser ist wirklich wild. Eine Naturgewalt. Es kann Felsbrocken bewegen, Bäume spalten und ganze Dörfer wegspülen. Selbst in Tropfenform ist es mit ausreichend Zeit zerstörerisch. Und Wasser hat alle Zeit der Welt. Es existiert schon länger als das Leben.

Ich wische mir die mit Roststaub bedeckten Hände an den Shorts ab. Die Strumpfhose hat noch mehr Laufmaschen als heute Morgen, zwischen den schwarzen und grauen Streifen sind gerade Linien brauner Haut zu sehen. Ich setze mich wieder auf die Matratze und ziehe meine Häkelsachen aus dem Rucksack. Dem grün und blau gestreiften Oktopus fehlt nur noch ein einziger Arm. Die Häkelnadel tanzt um die hell-



blaue Wolle, durchstechen, Schlaufe bilden, nach vorn ziehen, durchstechen, Schlaufe bilden, nach vorn ziehen. Der Oktopusarm wächst langsam hinunter zu meinem Oberschenkel. Er kringelt sich wie die Schnur eines alten Festnetztelefons. Oder wie eine Nabelschnur.

Die Oktopusse sind für die Frühchenstation im Krankenhaus. Maj hat mir das Häkeln beigebracht, als ich klein war, und sie war es auch, die das mit den Oktopussen vorgeschlagen hat. Immer, wenn ich zehn Stück fertig habe, gebe ich sie ihr oder Papa mit. Manchmal häkle ich auch winzige Mützen in dazu passenden Farben. Es ist gut, eine Mütze zu haben, wenn man im März zur Welt kommen soll, aber stattdessen schon im Dezember geboren wird. Ich habe meine immer noch zu Hause, sie hat die Größe einer kleinen Orange und sieht aus, als würde sie zu einer Puppe gehören.

Ich häkle den Oktopusarm fertig, befestige das Ende und suche in meinem Rucksack nach einer Stopfnadel. Mit schnellen Bewegungen operiere ich den Oktopus, verpasse ihm ein paar schwarze Kreuze als Augen und sticke ihm ein Lächeln aufs Gesicht. Ich habe das so oft gemacht, dass ich mir auch selbst eins aufsticken könnte. Aber ein Lächeln kann auch eine Lüge sein.

Ich stopfe Füllung in den Oktopus und schließe das letzte kleine Loch. Dann wickle ich das blaue Wollknäuel auf und lege den Oktopus und das Häkelzeug in die Tüte im Rucksack. Es ist immer noch warm darin, die Plastikbox mit Papas Abendessen wirkt wie eine Wärmequelle.

Ich hole eine Metalldose aus der untersten der grünen Milchkisten, die ich zu einem Regal aufgestapelt habe, und nehme einen Joint heraus. Strecke die Beine auf der alten Matratze aus und lege den Kopf auf meine zusammengerollte Jacke. Dann zünde ich den Joint an und inhaliere den Rauch, während ich durch das Loch im Dach hinausschaue. Der Him-

mel schimmert immer noch goldfarben. Ein Klecks aus Licht in der wachsenden Dunkelheit hier in der Wassermühle.

»*Menschenkinder werden im Wasser erschaffen. Wir gehören zum Meer*«, hat Mama immer gesagt. Sie behauptete, dass Salzwasser alles heilen könne, ob in Form von Schweiß, Tränen oder dem salzigen Meer. Das hatte sie aus irgendeinem Buch von Karen Blixen. Sie liebte es, im Meer zu schwimmen, weil es sie schwerelos und unendlich machte. Manchmal überlege ich, ob sie sich auch unendlich fühlte, als sie starb.

Das Gelb über mir wird Dunkelblau. Ich bleibe so lange liegen, bis ich die Wärme von der Glut an den Lippen spüre und meine Fingerspitzen vor Kälte kribbeln.

Dann stehe ich auf, ziehe mir die Jacke an und werfe meinen Rucksack über die Schulter. Es ist komplett dunkel geworden, aber ich kenne die Wassermühle seit so vielen Jahren, dass ich meine Sehkraft nicht brauche. Ich ducke mich unter dem zersplitterten Deckenbalken hindurch, umrunde ein verrostetes Fass und den Haufen zerschlossener Leinensäcke. Unten angekommen, schiebe ich die verrottende Holztür auf und trete hinaus in den Dezemberabend. Der Schnee glänzt schwach im Mondschein, gerade genug, dass ich keine Taschenlampe benötige, als ich mich zwischen den nackten Bäumen hindurch auf den Weg zum Krankenhaus mache.



Das neue Sofa im Warteraum der Notaufnahme hat dieselbe Farbe wie die Leiche, die vor unserem Hotel lag. Die Sitzkissen sind gräulichbraun und die Armlehnen ähneln aufgequollenen Beinen. Je näher der Tag rückt, an dem sich das Ganze jährt, desto häufiger kommen mir solche Gedanken.

Ich schaue starr auf die gegenüberliegende Wand, während ich das Wartezimmer durchquere. Der schmelzende Schnee an meinen Stiefeln lässt die Gummisohlen quietschen. Papas Büro liegt im Forschungszentrum im hintersten Teil des Krankenhauses, und mit der Abkürzung an der Notaufnahme vorbei spare ich mir vier Minuten. Ich muss nur das Sofa meiden. Das ist einfacher, als der Weihnachtsdekoration im Krankenhausfoyer aus dem Weg zu gehen. Lichterketten und Wichtel und Lametta-Girlanden, die mich daran erinnern, dass der Dezember der längste Monat des Jahres ist. Die Geschäfte haben das Ganze von Oktober bis Januar ausgedehnt – und die letzten sieben Jahre ist es gefühlt immer länger und länger geworden.

Eine laute Stimme ertönt aus Richtung der Stuhlreihen und des leichenfarbenen Sofas.

»Pil!«

Ich drücke den Türöffner, um in den Wartebereich zu kommen, und schaue an die Wand, schaue an die Wand. Ich schlüpfte durch den Spalt, noch bevor die Tür ganz aufgeschwungen ist.

Als ich das Büro meines Vaters erreiche, kommt gerade jemand heraus.

Es ist ein Mädchen, etwa in meinem Alter, aber größer. Helle Locken, verweinte Augen, den Blick zu Boden gerichtet. Ein Schlechte-Neuigkeiten-Gesicht. Nach all den Jahren, die ich im Krankenhaus ein und aus gehe, spreche ich diese wortlose Sprache fließend.

Sie geht schnell an mir vorbei und verschwindet den Gang hinunter. Die Tür steht einen Spalt offen und ich schiebe sie mit dem Fuß ganz auf.

Papa sitzt an seinem Schreibtisch. Er hat diese wohlbekannte Furche über den Augenbrauen, die auch zur Krankenhaussprache gehört – das Gegenstück des Schlechte-Neuigkeiten-Gesichts. Vor Mamas Tod hat er sich gelegentlich die Patientenschicksale zu Herzen genommen. Heute lassen sie ihn gar nicht los.

Als er hört, wie sich die Tür öffnet, sieht er auf. Auf dem Schreibtisch stehen leere Becher mit Instant-Nudelgerichten neben seinem Mikroskop.

»Nasrin.« Er reibt sich mit der Hand über die Augen. Das ist jetzt der dritte Tag, an dem er nicht nach Hause gekommen ist. »Wie geht es dir?«

»Ein Patiententermin am Samstagabend«, sage ich. »Das muss was Ernstes sein.«

Er sieht verwirrt aus.

»Die gerade rausgekommen ist«, sage ich.

»Eine Angehörige«, sagt er. »Keine Patientin. Sie und ihre Mutter wurden vor ein paar Tagen zu Hause überfallen. Die Mutter hat eine schwere Gehirnerschütterung erlitten und erkennt ihre Tochter nicht wieder, aber sie konnte noch eine Täterbeschreibung abgeben. Irgendein junger Mann.« Papa seufzt und schüttelt den Kopf. »Der ganze Fall ist irgendwie deprimierend und unlogisch. Es ist ganz normal, sich nach

einem Unglück nicht mehr an alle Details zu erinnern, aber man muss schon ein schweres Kopftrauma haben, um Menschen zu vergessen, die man seit Langem kennt. Bei dieser Patientin ist es genau umgekehrt. Und ihr Zustand hat sich verschlechtert, obwohl beim CT keine Anzeichen von Hirnblutungen oder anderen schweren Schäden zu erkennen waren. Sie liegt jetzt im Koma, müsste aber eigentlich auf dem Weg der Besserung sein. Wir werden noch weitere Untersuchungen machen, aber man kann jetzt noch nicht sagen, wie sie sich entwickelt. Ich will dem Mädchen keine falschen Hoffnungen machen.«

»Sonst bekämpfst du falsche Hoffnungen aber nicht am Wochenende«, sage ich. »Da forschst du doch nur.«

»Krankheiten und Unfälle nehmen sich aber nicht frei, nur weil ich das tue. Und die Tochter war den Großteil der Woche hier, also dachte ich, ich sollte ...« Er atmet aus und lehnt sich auf seinem Stuhl zurück.

Das ist so eine Angewohnheit von ihm. Sätze in der Luft hängen zu lassen. Gedanken, die nicht zu Ende gebracht werden. Als Mama noch lebte, hat er häufiger versucht, auf den Punkt zu kommen, weil er wusste, dass ihr das wichtig war. Aber jetzt kümmert es ihn nicht mehr. »*Sprache ist dein Spiegel*«, hat Mama immer gesagt. »*So, wie du sprichst, so lebst du auch*.« Sie hat niemals halbe Sachen gesagt oder gemacht. Bei ihr gab es nur ganz oder gar nicht. Auch als sie gestorben ist.

Ich stelle meinen Rucksack auf die Kante des Schreibtischs und hole die Plastikdose heraus. Das Essen ist noch warm, als ich den Deckel abnehme.

Papa nimmt einen Löffel von mir entgegen und isst schnell, fast ohne zu kauen. Das T-Shirt unter seinem weißen Kittel ist schmuddelig. Ich habe ihm die übliche Tasche mit Kleidung zum Wechseln, Deo und einer Zahnbürste gepackt, aber er lässt sie ständig im Auto liegen.

»Schmeckt gut«, sagt er und schaut auf die Dose.

»Gut«, sage ich und schaue zu Boden.

»Es wird wahrscheinlich spät heute.«

»Okay.«

Dieselben Sätze, dieselben Routinen. Sie strukturieren unseren Alltag, jeder von uns hat seine festen Aufgaben. Wir haben die Dinge gerecht zwischen uns aufgeteilt:

Papa arbeitet tagsüber und ich gehe zur Schule und mache meine Hausaufgaben.

Papa arbeitet abends und ich putze, wasche, kaufe ein und koche.

Papa arbeitet am Wochenende und ich häkle eine Milliarde Oktopusse, fauche unsere Katze Prinzessin an und versuche, jenen Tag damals zu vergessen, auch wenn es mir der Dezember wirklich schwer macht.

*»Du hättest nichts tun können.«*

Das wiederholte die Psychologin ständig. Sie faselte vom Überlebensschuld-Syndrom und sagte, dass das alles ganz normal sei – aber ich fühlte mich nicht schuldig. Ich wusste nur allzu gut, dass mein zehnjähriges Vergangenheits-Ich rein gar nichts hätte tun können. Es war nicht meine Schuld, dass wir genau dort Urlaub gemacht hatten, an genau jenem Tag. Es war nicht meine Schuld, dass ich nicht stark genug war, um sie festzuhalten. Ich weiß es, logisch betrachtet. Dass ich machtlos war.

Und das war das Schlimmste. Schuldgefühle kann man aufarbeiten. Machtlosigkeit ist einfach nur ... leer.

Die Psychologin wollte, dass ich über Mama rede, aber die Worte wurden in meiner Lunge zu Wasser. Ich redete ihr nach dem Mund, um nicht zu ertrinken, und kam gerade noch so davon.

In der Zeit danach war meine Überlebensstrategie, zu lügen und »gut« zu sagen, wenn jemand fragte, wie es mir gehe.

Aber jetzt lüge ich nicht mehr, aus Prinzip. Die Wahrheit tut weh, aber nicht so sehr wie »*Sie ist jetzt an einem besseren Ort*«. Das sagten die Leute zu mir, als wäre das ein Trost. Als wäre der Ort, an dem sie vorher war, also gemeinsam mit uns, nicht gut genug gewesen. Und nach ein paar Monaten fragte auch niemand mehr nach meinem Befinden. Sorgen haben offenbar ein Verfallsdatum. Bei anderen zumindest.

Ich ziehe die Tüte mit den fertigen Oktopussen aus dem Rucksack und lege sie auf den Tisch. Rote, gelbe und violette Streifen, ein starker Kontrast zu all dem Krankenhausweiß. Der blau-grüne Oktopus mit seinen starrenden Kreuzaugen sieht wie eine kleine Voodoo-Puppe aus. Maj hat vorgeschlagen, ich solle doch lieber runde Augen aufsticken, aber Neugeborene können ohnehin noch nichts sehen.

»Nachschub«, sage ich.

Papa sieht sich die Tüte an.

»Fleißig bist du.« Er reicht mir die leere Dose und den Löffel. Ich stecke alles zurück in die immer noch warme Tüte.

»Ich muss abliefern.« Ich ziehe den Reißverschluss zu und lächle, ein automatisches Zucken meiner Wangenmuskeln.

»Wir sehen uns dann nachher zu Hause«, sagt er.

Wir wissen beide, dass es dazu nicht kommen wird. Dass er auf dem Sofa in der Ecke seines Büros schlafen wird, ohne sich zuvor die Wechselkleidung aus dem Auto zu holen.

Papa fummelt am Mikroskop herum und weicht meinem Blick aus.

*So, wie du sprichst, so lebst du auch.*

Man kann vielem im Leben aus dem Weg gehen, wenn man nicht darüber spricht. Wenn man nicht schimpft, keine Fragen stellt und nicht in Worte fasst, was wehtut.

»Gutes Gelingen«, sage ich.

Er nickt. Sein Kopf ist schon wieder über das Mikroskop gebeugt, bevor die Tür hinter mir ins Schloss fällt.

Auf dem Weg zurück durch die Gänge höre ich aus einem der Krankenzimmer ›Wonderful Christmastime‹ von Paul McCartney. Mamas Lieblingsweihnachtslied. Das haben wir immer gehört, wenn wir den Weihnachtsbaum geschmückt haben.

Ich bleibe stehen. Die Musik kommt aus einer offenen Tür weiter vorn. Weiterzugehen würde bedeuten, geradewegs unter eine eiskalte Vergangenheitsdusche zu springen.

Meine Beine machen von allein kehrt, bewegen sich mit schnellen Schritten in die entgegengesetzte Richtung. Steuern auf die Toilette der Kinderstation zu, verschwinden in einer Kabine. Das Schloss rastet mit einem Klicken hinter mir ein.

Ich setze mich auf den heruntergeklappten Toilettendeckel, ziehe die Beine an und bleibe so lange sitzen, bis das Licht ausgeht. Tue so, als würde ich aufhören zu existieren, wenn ich nur lange genug still sitzen bleibe.

Jemand betritt die Toilette. Die Tür der Kabine neben mir wird zugeschmettert und das Schloss klackt laut. Der Klo-deckel wird mit einem Knall aufgeklappt. Die Person auf der anderen Seite atmet stoßweise. Und übergibt sich. Heftig. Unterdrücktes Schluchzen hallt in der Toilettenschüssel wider. Und weiteres Erbrechen.

Ich halte die Luft an, bleibe ganz starr auf dem Deckel sitzen.

Scheppern vom Klorollenhalter, Knistern von Papier. Das Geräusch der Spülung. Zweimal. Dreimal. Die Kabinentür öffnet sich, Schritte in Richtung Waschbecken.

Ein Wasserhahn läuft. Der Seifenspender surrt. Wieder und wieder und wieder. Das Wasser läuft weiter. Die Person dort draußen wäscht sich bestimmt zehn Minuten lang die Hände.

Als das Rauschen des Wassers stoppt, kann ich ein gedämpftes Schniefen hören.

Dann Stille. Lange.



»Lass mich«, murmelt eine tränenerstickte Stimme. Hell, die eines Mädchens.

Ich bleibe still sitzen. Vielleicht hat sie meine verschlossene Kabinentür im Spiegel bemerkt und ihr ist aufgegangen, dass sie nicht alleine ist.

»Jetzt lass mich endlich«, wiederholt die Stimme. Diesmal mit mehr Nachdruck.

Erneute Schritte, sie nähern sich meiner Kabine. Ich spanne die Muskeln an, bereit, aufzustehen.

Etwas donnert gegen meine Tür. Ich schaue auf die Klinke, warte darauf, dass sie heruntergedrückt wird.

»VERSCHWINDE!«, ruft die Stimme.

Ich zucke zusammen. Ein Knall ertönt – gefolgt von einem lauten, klirrenden Geräusch, wie Glas, das zerspringt und zu Boden fällt.

Ein heftiges Ausatmen, fast ein Schluchzer, direkt auf der anderen Seite der Tür. Dann knirschen schnelle Schritte über die Glasscherben und die Tür des Waschraums wird zugeschlagen.

Ich bleibe noch einige Minuten sitzen, bevor ich das Schloss entriegle. Die Scherben klirren, als die Tür sie über den Boden schiebt.

Der Spiegel über den drei Waschbecken ist zerbrochen. Überall liegen Glassplitter, die im kalten Licht glitzern. Mit-ten in dem Chaos liegt einer der großen Metallmülleimer für die Papierhandtücher und sein glänzender Deckel hat eine Delle abbekommen.

Ich mache mich schnell aus dem Staub, bevor noch jemand kommt und eine Erklärung von mir verlangt, die ich nicht habe.



Meine Schritte hallen durch die Tiefgarage. Ich bin auf dem Weg zu Papas Auto, das an seinem üblichen Platz vor dem gesperrten Aufzug steht. Das rot-weiße Absperrband hängt schon vor der Tür, solange ich denken kann, aber es muss regelmäßig ausgetauscht werden, da es immer neu aussieht. Ich verstehe nicht, warum das Ding nicht einfach repariert wird.

Ich fische den Ersatzschlüssel aus meinem Rucksack und schließe den Wagen auf. Schnappe mir die Tüte mit der Wechselkleidung vom Beifahrersitz, schließe wieder ab und gehe zurück ins Krankenhaus. Die Aussicht auf ein erneutes beiderseitiges Nicht-Lächeln bringt mich dazu, die Tüte einfach in Papas Fach zu legen und direkt den Weg zum Haupteingang einzuschlagen.

Zwei Gestalten treten aus einer Tür ein paar Meter vor mir. Die größere der beiden ist Papas frühere Vorgesetzte, Iris. Selbst auf die Entfernung erkenne ich sie direkt an ihrer Sonnenbrille.

Es ist schon einige Wochen her, dass ich sie zuletzt hier gesehen habe. Ich dachte, sie wäre abgetaucht, nachdem ihr jüngstes Forschungsprojekt für skandalöse Schlagzeilen in den Medien gesorgt hat. Glücklicherweise hatte Papa seine Stelle in Iris' Team bereits gekündigt, bevor alles losbrach, weshalb er, anders als seine Kollegen, nicht von Journalisten belagert wurde.

Jetzt bemerkt sie mich.

»Oh, hallo, Nasrin.« Abgesehen davon, dass sie bei millionenschweren Forschungsergebnissen gepfuscht und als bedauerlichen Nebeneffekt einen Haufen alter Menschen auf dem Gewissen hat, ist sie die perfekte Chefin. Eine von der Art, die sämtliche Geburts- und Hochzeitstage aller Labormitarbeiter kennt und die Kinder der Arztkollegen auf ihrem Arbeitscomputer spielen lässt.

»Hi«, sage ich und glotze das Mädchen an, das sie im Schlepptau hat. Es ist die mit den goldenen Korkenzieherlocken, die aus Papas Büro kam. Ihre Augen sind verquollen und haben dunkle Schatten, trotz der dicken Make-up-Schicht nicht zu übersehen. Sie reibt sich geistesabwesend den Arm und unter dem dünnen weißen Pullover fällt mir eine kleine Beule in ihrer Armbeuge auf. Außerdem kann ich das Pflaster erkennen, das die Komresse an Ort und Stelle hält. Wenn man nicht stationär aufgenommen ist, bekommt man am Wochenende, wenn das ambulante Blutentnahmezentrum geschlossen hat, normalerweise kein Blut abgenommen.

»Und? Wie geht's?« Iris' Stimme ist so hell und leicht wie ihr Haar, das sie im Nacken zu einem kunstvollen Knoten verschlungen hat, ihr Kittel so glatt gebügelt wie ihr Lächeln. Sie macht den Eindruck, als wäre die letzten Wochen rein gar nichts passiert. Als wären die ganzen Journalisten mit ihren *SKANDAL*-Schlagzeilen nur Einbildung gewesen.

»Beschissen«, sage ich. Die Leute wollen in Wahrheit gar keine ehrliche Antwort auf diese Frage.

Das Mädchen mit den Korkenzieherlocken sieht mich mit zusammengekniffenen Augen an, plötzlich aufmerksam.

Iris' makellose Fassade ändert sich kein bisschen.

»Das muss eine schwere Zeit für dich und deinen Vater sein.« Sie nickt mitfühlend. »Es ist jetzt bald sieben Jahre her, nicht wahr?«

»Jep.« Die meisten Leute machen komplett dicht, wenn es um damals geht. Das ist so viel einfacher.

»Grüß ihn von mir, ja?« Iris setzt wieder dieses glattgebügelte Lächeln auf.

Ich bringe keine Antwort heraus. Höre ihre Schritte hinter mir, als ich mich auf den Weg in Richtung Notaufnahme und Ausgang mache. An der Milchglastür des Wartezimmers bereite ich mich auf die leichenfarbenen Sofapolster vor.

Die Tür geht auf und eine Frau mit dunkelbraunem Haar tritt eilig heraus, während sie über die Schulter zurückschaut. Ihr folgt ein großer, junger Typ mit einem rot-weißen Stock in der Hand, der sich am Ellbogen der Frau festhält.

Mein Blick gleitet den Stock hinauf, über seinen Arm, bis ich dem Typen in die Augen sehe.

Ich schnappe nach Luft.

Das ist er.

Graue Augen.

Das ist er.

Die Kontur des Kiefers, das dunkle Haar, das ihm in die Stirn fällt.

Das ist er.

Breiter Brustkorb, geschwungene Unterlippe, eine senkrechte Falte zwischen den Augenbrauen.

Das ist er das ist er das ist er.

Sein Stock stößt gegen eine meiner Stiefelspitzen.

»Vorsicht«, sagt er scharf und zieht am Arm der Frau, damit sie nicht in mich hineinläuft. Aber zu spät, ihr Fuß stößt gegen meinen, ich gerate ins Stolpern und knalle mit den Knien hart auf den Boden.

»Alles okay?« Eine warme Stimme direkt neben meinem Ohr. Ich erkenne sie wieder, es sind dieselben Worte wie damals. »*Alles okay?*«

Ich drehe ihm das Gesicht zu und habe ein Déjà-vu: Au-

gen in der Farbe eines Himmels voller schwerer Regenwolken. Aber er kann es unmöglich sein, denn er sieht genauso aus wie damals. Es ist, als hätte ich vor sieben Jahren mental ein Foto von ihm geschossen und es jetzt zum ersten Mal wieder hervorgekramt.

Er hat den Arm der Frau losgelassen und ist in die Hocke gegangen, den Stock noch in der Hand, an dessen Ende eine weiße Gummikugel sitzt. Sein Blick ist nicht auf mich gerichtet, obwohl er mir das Gesicht zuwendet und die Stirn runzelt, auf vertraute Weise.

»Hast du dir wehgetan?«, fragt er.

Ich kann nichts erwidern, nur starren starren starren.

Er streckt mir die freie Hand entgegen. Es fühlt sich an, als wäre er eine Fata Morgana, als würde er verschwinden, wenn ich ihn berühre.

Aber ich strecke ihm trotzdem die Hand entgegen, wie hypnotisiert. Das Herz hämmert mir in der Brust, hallt in meinem Körper wider.

»Dann muss ich wohl ran.« Iris greift nach meiner Hand und zieht mich auf die Füße.

»Verzeihung«, sagt die Frau mit den dunklen Haaren. »Ich habe nicht aufgepasst.« Ihr Blick flackert zur Wartezimmertür und sie hat rote Stressflecken auf den Wangen.

Der Typ mit dem Blindenstock steht auf. Ein anderer Junge taucht auf, er wirkt jünger, vielleicht ein paar Jahre, und hat hellbraune Haare.

»Adriana?« Er sieht zu dem Mädchen mit den Korkenzieherlocken.

Ihr Mund wird zu einem dünnen Strich.

»Was ist denn hier los?«, fragt der Jüngere. Er sieht dem Dunkelhaarigen ähnlich, die Form ihrer Gesichter und wie sie die Lippen besorgt kräuseln.

»Komm schon, Alban«, sagt die Frau, vermutlich ihre Mut-

ter, und nimmt den großen Typen bei der Hand. »Ich hoffe, bei dir ist alles in Ordnung.« Sie lächelt mich an, abwesend.

Sie gehen den Gang entlang. Der jüngere der beiden Vielleicht-Brüder dreht sich um und sieht noch einmal zurück, aber kurz darauf verschwinden sie um eine Ecke. Das Mädchen, das eventuell Adriana heißt, öffnet die Glastür und geht mir voraus ins Wartezimmer.

Vor uns tauchen ein Mädchen mit orangeroten Dreadlocks und eine Frau mit kurzen gebleichten Haaren auf, eine ihrer Hände steckt in einem elastischen Verband.

»Was machst du denn hier, Adriana?« Das Mädchen mit den flammenfarbenen Haaren sieht das Korkenzieherlocken-Mädchen neben mir an. Deren Namen offenbar jeder hier im Krankenhaus kennt.

»Ein paar Routineuntersuchungen. Und was macht *ihr* hier?« Adrianas Stimme klingt misstrauisch.

»Das ist eine längere Geschichte«, sagt das Dreadlock-Mädchen.

Sie weiß wahrscheinlich nicht genug über die Abläufe in einem Krankenhaus, um sich darüber zu wundern, dass jemand an einem Samstagabend einen Termin für eine Routineuntersuchung bekommt.

Hinter ihr stehen ein Junge mit schwarzem Haar und Klammotten in derselben Farbe und ein etwa gleichaltriges Mädchen mit einem braunen geflochtenen Zopf. Der Schwarzgekleidete schaut starr vor sich hin, als hätte er ein Gespenst gesehen. Das Mädchen kaut nervös auf der Oberlippe herum. Ich befinde mich noch in einer durch graue Augen hervorgerufenen Schockstarre.

»Ist was?«, fragt jemand. Ich blinzle und stelle fest, dass Adriana mich ansieht.

»Der mit dem Blindenstock ...« Meine Stimme hört sich ganz fremd an. Ich drehe mich zur Tür, hinter der er ver-

schwunden ist. »Er sah aus wie jemand, den ich früher mal gesehen habe. Als ich klein war.«

Keine Ahnung, warum ich das sage. Mein Hirn läuft immer noch auf Sparflamme.

Der Schwarzgekleidete lässt sich mit einem Rums auf einen Stuhl fallen. Er sieht blass aus.

»Wer bist du?«, fragt das Dreadlock-Mädchen.

Ich strecke die Hand aus. Noch so eine Sache, die ich eigentlich nicht tue, aber die grauen Augen haben die Normalität völlig außer Kraft gesetzt. Es ist, als steckte ich im Körper eines anderen.

»Ich heiße Nasrin.« Meine Stimme klingt, als käme sie von irgendwo ganz weit weg.

»Pi«, sagt das Mädchen. Ich brauche ein paar Sekunden, um zu kapieren, dass dieser Laut tatsächlich ein Name ist. Sie sieht einen Moment lang auf meine Hand. Als sie sie ergreift, fühlt es sich warm an, als hätte sie die Finger kurz zuvor an eine glühend heiße Heizung gehalten. Pi schüttelt den Kopf und sieht an mir vorbei, ganz in Gedanken. Ihre türkisblauen Augen weiten sich, als sie Iris hinter mir erblickt.

Plötzlich schießt ein Schmerz durch meine Hand.

»Au!« Ich reiße sie zurück.

Es knistert rot zwischen uns.

»Ihre Jacke brennt!«, ruft jemand.

Flammen züngeln meinen Arm hinauf, ziehen den Schmerz von der Handfläche hinauf zum Ellbogen.

Ich schüttelte den Arm, aber das lässt das Feuer nur noch stärker auflodern, und ich merke, wie mir Panik die Luftröhre abschnürt.

»Zieh sie aus!«, ruft irgendjemand. »Zieh die Jacke aus!«

Ich versuche, mich aus dem Ärmel zu winden, aber der Reißverschluss klemmt, und das Feuer ist so heiß, heiß, heiß, dass meine Gedanken schmelzen.

Plötzlich steht Adriana vor mir. Sie zerrt am Stoff und es fühlt sich an, als würde sie meinen Arm auskugeln.

Ich stolpere zur Seite und sie schleudert die Jacke durch die Luft bis vor die Stuhlreihen.

Der Schwarzhaarige springt auf, trampelt auf den rötlichen Flammen herum, erstickt sie, bis nur noch kleine Rauchsäulen aufsteigen. Es sieht aus, als würde er das nicht zum ersten Mal tun.

»Ist alles in Ordnung?« Iris fasst mich an den Schultern, dreht mich sanft herum, um sich den Arm anzusehen. Unten am Ärmel meines Pullovers sind schwarze Flecken zu sehen und meine Handfläche pocht. Es riecht nach Rauch und verbrannten Haaren.

Adriana und das Mädchen mit dem Zopf glotzen Pi an, die die Hände zu Fäusten ballt und gegen ihre Brust drückt. Der Schwarzhaarige atmet schwer nach der spontanen Brandbekämpfung.

»Was in aller Welt war denn das?«, fragt die Frau mit den gebleichten Haaren und dem elastischen Verband.

»Statische Elektrizität«, sagt Iris. »Kommt bei Kunststoff häufiger vor.«

Das ist so weit hergeholt, dass ich beinahe grinsen muss, aber keiner der anderen sagt etwas. Die Frau mit dem Verband sieht nur verwirrt aus.

Der Feuerlöscher-Typ und Pi schauen einander so durchdringend an, als führten sie ein wortloses Gespräch. Im Profil erkenne ich die Ähnlichkeit ihrer Nasen und sie haben die gleichen türkisfarbenen Augen. Geschwister, vielleicht sogar Zwillinge.

»Ich muss jetzt los.« Iris lächelt mich an. »Wir sehen uns, Nasrin.« Sie verschwindet um eine Ecke und nur der schwache Duft ihres Parfums bleibt in der Luft zurück und vermischt sich mit dem Brandgeruch.



Pi sieht aus, als wollte sie etwas sagen, aber ein Blick von dem Schwarzgekleideten bringt sie offenbar dazu, es sich anders zu überlegen.

Ich hebe meine verrußte Jacke vom Boden auf. Das Blut hämmert mir durch den ganzen Körper, als ich das Wartezimmer ohne ein weiteres Wort verlasse.

Draußen auf dem Parkplatz ziehe ich mir die Jacke wieder an, obwohl sie nach Rauch stinkt und einer der Ärmel voller schwarzer Löcher ist. Ich krame die Zigarettenschachtel aus der Innentasche hervor. Meine Hände zittern, als ich mir eine anzünde und mich an einem wartenden Krankenwagen vorbei auf den Weg in Richtung Bushaltestelle mache. Ich überlege, ob ich vielleicht auf der muffigen Matratze draußen in der Wassermühle eingeschlafen bin. Ob ich dort liege und all das hier nur geträumt habe. Himmelfarbene Augen aus der Vergangenheit und rote Flammen, die aus dem Nichts auftauchen.

Ich bleibe mitten auf dem Parkplatz stehen und nehme die Zigarette aus dem Mund. Drehe sie um und drücke die Glut gegen die Innenseite meines Handgelenks. Es brodeln und brennt. Der Schmerz ist allzu real. Und ich wache nicht auf. Ich nehme einen gierigen Zug Rauch und gehe weiter zur Haltestelle.

In dem Bushäuschen sitzt, zusammengesunken an das Glas gelehnt, eine Gestalt im dreckigen Schnee. Ihre Jacke ist fleckig, die Schuhe völlig abgenutzt. Weiße, fettige Haarsträhnen lugen unter einer Strickmütze hervor und fallen der alten Frau ins Gesicht. Sie hält ein großes Stück Pappe an ihre Brust gepresst, wie ein Kind, das sich an einer Bettdecke festkrallt. *DAS ENDE IST NAH!* steht darauf geschrieben.

Selbst ohne Zigarettenrauch in den Lungen bildet mein Atem weiße Wolken vor mir, aber in der Luft vor dem Ge-

sicht der Frau bewegt sich nichts. Ich gehe langsam auf sie zu. Im vergangenen Winter ist eine obdachlose Person direkt vor dem Krankenhaus erfroren.

Ich beuge mich über die Frau, lausche konzentriert. Ich kann keine Atemzüge hören, strecke eine Hand aus und lege sie ihr auf die Schulter.

Sie erwacht mit einem Ruck zum Leben und stößt einen Schrei aus. Ich springe einen Schritt zurück.

»ER KOMMT!«, ruft sie durch das Bushäuschen. Ihre Augen sitzen wie große, bleiche Marmorkugeln in dem blassen Gesicht. Keine Farbe von Iris oder Pupillen, das ganze Auge ist weiß. »JETZT KOMMT ER!« Speichel spritzt aus ihrem verzerrten Mund.

Mein Herz hämmert wie wild, aber ich versuche, mit ruhiger Stimme zu sprechen.

»Bitte entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Die Frau fährt zusammen und drückt sich das Pappschild noch fester gegen die Brust. Ihre Augen starren mich blind an.

»Du ... du hast ihn bereits gesehen!« Die zurückgezogenen Lippen geben den Blick auf ihr zahnloses Zahnfleisch frei.

Ich schaue mich zum Parkplatz um, doch der ist völlig ausgestorben.

»Ich habe niemanden ...«

»Du kennst die Dunkelheit. Du hast gespürt, wie sie alles verschlingt.« Sie krümmt sich noch mehr. »Horror Vacui.« Die Worte klingen wie ein Schluchzer und ergeben keinen Sinn, aber die Frau sieht aus, als wäre ihr die grauenvollste Buchstabenkombination aller Zeiten über die Lippen gegangen.

Mir wird klar, dass sie psychisch krank sein muss. Dass sie Stimmen hört oder in ihrer eigenen Parallelwelt lebt. Trotzdem kribbelt es mir unbehaglich im Nacken.

Die Frau beginnt, ihren Oberkörper hin und her zu bewe-

gen, und die Haarsträhnen baumeln wie eine schmierige Gardine vor den weißen Augen.

»Schlimmer als der Tod«, flüstert sie. »Schlimmer als das Nichts. Und Horror Vacui holt uns alle ein. Verschlingt uns.«

Ich schiele zum Plan mit den Abfahrtszeiten. Abends kann es immer lange dauern, bis der nächste Bus kommt. Der Wunsch, von dieser murmelnden Weltuntergangsprophetin wegzukommen, kribbelt mir am ganzen Körper, aber ich fühle mich komisch bei dem Gedanken, einfach so zu gehen. Wenn noch etwas vom Abendessen übrig wäre, hätte ich ihr etwas anbieten können. Aber alles, was ich habe, ist eine halbe Packung Kaugummi in der Jacke, und es sieht so aus, als hätte sie keine Zähne mehr.

Ich hole mein Portemonnaie aus der Hosentasche und krame in den Fächern herum. Vierundzwanzig Kronen in Kleingeld. Besser als Kaugummi.

»Jetzt kommt er. Jetzt kommt er«, wimmert die Frau.

Ich beschließe, nicht auf den Bus zu warten und stattdessen nach Hause zu laufen.

»Hier haben Sie etwas Geld.« Ich lege die Münzen auf die Bank neben uns und stecke das Portemonnaie wieder ein. Als ich einen Schritt zurücktrete, stoße ich mit jemandem zusammen.

»Hey, pass doch auf!«

Ich drehe mich um und sehe mich plötzlich Adriana gegenüber. Sie hat die Hände in die Jackentaschen gesteckt und schaut mich wütend an.

»Ich habe dich nicht bemerkt«, sage ich. Ich hätte mich auch entschuldigen können, aber ihr feindseliger Blick weckt einen Trotz in mir.

»Ja, klar.« Sie guckt weiterhin so böse, als wäre ich mit Absicht in sie hineingelaufen. Kaum zu glauben, dass sie mir vorhin im Wartezimmer geholfen hat.

Hinter mir murmelt die alte Frau weiter vor sich hin. Sie stößt einige merkwürdige laute Geräusche aus, und Adriana macht einen angewiderten Gesichtsausdruck, als sie die Frau bemerkt. Das lässt meine Abneigung ihr gegenüber nur noch größer werden.

Ich drehe ihr den Rücken zu und lasse die Bushaltestelle hinter mir. Ich werde eine halbe Stunde bis nach Hause brauchen und meine Finger sind jetzt schon völlig taub. Ich stecke die Hände in die Jackentaschen und marschiere in die Dunkelheit hinein. Das Geschrei der Frau hallt mir noch im Kopf nach, als sie schon längst außer Hörweite ist.



Ich kann mich an drei Dinge von dem Tag, an dem ich starb, erinnern:

Das Gefühl des Grauens, als ich Mamas Hand umklammerte.

Den Geschmack von schlammigem Meerwasser.

Und die grauen Augen über mir, als ich meine eigenen aufschlug und doch nicht tot war.

Das Sonnenlicht bildete einen Heiligenschein rund um das nasse braune Haar, und einen Augenblick glaubte ich meinen Schutzengel vor mir zu sehen. Solche Dinge kamen mir damals ständig in den Sinn.

Aber Engel gibt es nicht. Der Fremde war ganz einfach nur ein Mensch, der sich zum richtigen Zeitpunkt am falschen Ort aufhielt.

In der Zeit danach tauchte er in meinen Albträumen auf. Jede Nacht ertrank ich in trüben Wellen voller Leichen und Wrackteile und ausgerissenen Bäumen, und er rettete mich, damit ich am nächsten Morgen aufwachen konnte und mich wieder ein Tag mehr von ihr trennte. Wenn ich aufwachte, schmeckte mein Mund nach Salzwasser.

Deshalb begann ich, Schlaftabletten zu nehmen. Um nicht mehr zu träumen.

Er war nur ein Teenager, aber er war groß und seine Arme hielten meinen schwächtigen zehnjährigen Körper mit kräf-

tigem Griff. Seine Stimme war ruhig, als er mir versicherte, dass alles wieder gut werde. Als ob er selbst daran glaubte. Als ob er es *wusste*.

Wir fanden ein Boot und mehr Überlebende. Die Stunden flossen ineinander wie braunes Wasser. Plötzlich saß ich am Flughafen und Papa und Maj nahmen mich in den Arm.

Ich konnte mich nicht mehr von meinem Retter verabschieden. Er wusste, wie ich hieß, aber ich habe seinen Namen nie herausgefunden. Alles war so wie in meiner Erinnerung, die grauen Augen, die sanfte Stimme. Ich würde ihn jederzeit wiedererkennen.

Aber drei Dinge haben sich seit dem Tag, an dem ich starb, geändert:

Er ist erblindet.

Ich glaube nicht mehr an Engel.

Und ich habe aufgehört, Fragen zu stellen.

Aber das ist das Einzige, wonach es mich jetzt wirklich drängt.

Beim Häkeln sickert die Erinnerung an die regenwetterfarbenen Augen ins Garn, setzt sich in jeder Masche fest. Das blaue Wollknäuel rollt auf der Bettdecke herum und die Schnur über meiner Handfläche löst immer noch einen pochenden Schmerz aus. Die Jacke liegt auf dem Schreibtischstuhl und stinkt nach Rauch. Ich wollte eigentlich herausfinden, wie ich den Ärmel repariere, aber ich kann mich nicht auf Flicken und Heftnähte konzentrieren, schaffe es kaum, mit meinen Gedanken beim Oktopus zu bleiben.

Alban. So hat ihn die Frau genannt.

Durchstechen, Schlaufe bilden, nach vorn ziehen.

Stich, Schlaufe, durchziehen.

Stich, Schlaufe, durchziehen.

Es gibt eine logische Erklärung. Natürlich gibt es die. Ein kleiner Bruder, ein Neffe, vielleicht ein Sohn. Obwohl er

selbst damals nicht älter als siebzehn oder achtzehn Jahre gewesen sein kann.

Ich mache einen Häkelfehler, muss alles wieder aufrübbeln. Muss aufhören, an ihn zu denken.

Ich schaue zum Schreibtisch mit meinen halb fertigen Mathematikaufgaben und der Englischlektüre, die ich noch nicht zu lesen begonnen habe. Ich habe zu Papa gesagt, dass ich nach Hause müsse, um meine Hausaufgaben zu machen, aber ich verliere immer mehr den Fokus, je weiter der Dezember voranschreitet, und es hilft mir gar nicht, dass die letzten paar Stunden wie ein Strudel im Kreis wirbeln.

Ich stehe auf und gehe in die Küche.

Prinzessin faucht mich mit aufgeplustertem Schwanz an. Sie steht auf der Küchenfensterbank und beäugt die Spatzen auf dem Balkongitter der Nachbarn.

Ich fauche zurück und stelle mich auf die Zehenspitzen, um die Tüte mit dem Katzenfutter vom Kühlschrank herunterzuholen. Fülle den Futternapf und Prinzessin springt herunter und beginnt zu fressen. Das einzige Geräusch in der Küche ist das Knirschen des Trockenfutters.

Papa hat sie aus einem Tierheim geholt. Ich hatte zuvor jahrelang gebettelt, aber Mama war allergisch. »*Du brauchst jemanden zum Reden*«, verkündete er schließlich. »*Wenn du schon nicht mehr zur Psychologin willst*.« Das klang, als wäre es Majs Idee gewesen, aber ich sagte nichts dazu.

Ich glaube, sie hatten sich auf irgendeine Wunschvorstellung versteift. Wie ich das Kätzchen an mich drücke, in sein Fell schluchze und ihm mein Herz ausschütte. Aber Prinzessin hat mich vom ersten Tag an gehasst. Sie war voller Aggression, verpackt in weichem Streifenfell. Nach der ersten Woche mit komplett zerkratzten Armen wollte Papa sie einschläfern lassen, aber bei dem Gedanken daran, ganz bewusst ein Leben zu beenden, wurde mir schlecht.

Und *irgendwie* hilft Prinzessin mir schon. Nur eben nicht wie in einer Wunschvorstellung. Wir haben beide unsere festen Aufgaben, alles fair aufgeteilt:

Ich füttere Prinzessin, sie faucht, ich fauche zurück. Ich mache ihr Katzenklo sauber, sie kackt auf den Wohnzimmerboden, und ich schreie sie an.

Ich fange Prinzessin ein, um ihr den verfilzten Pelz zu kämmen, sie kratzt mir durchs Gesicht, ich fluche laut und bewerfe sie mit irgendetwas.

Ich schreie nicht, wenn Papa zu Hause ist. Ich weine nicht, nicht einmal vor Maj. Aber manchmal werde ich so wütend, dass mir die Luft wegbleibt. Es kommt ganz plötzlich. Wenn ich Prinzessin nicht hätte, würde ich irgendetwas kurz und klein schlagen. Oder irgendjemanden.

Es ist befreiend, jemanden zum Anschreien zu haben, während alle anderen einen großen Bogen um einen machen. Die meisten Menschen können mit einem gebrochenen, eingegipsten Arm und zehn Stichen an der Schläfe umgehen, aber nur die wenigstens kommen mit Trauer zurecht. Erst recht nicht die, die immer betonen, man solle einfach anrufen, wenn man etwas braucht.

Ich stelle die Tüte mit dem Katzenfutter wieder an ihren Platz und drehe den Wasserhahn auf, um mich um den Abwasch zu kümmern. Meine rechte Hand tut weh, als die Haut mit dem warmen Wasser in Berührung kommt. Meine Finger sind voller kleiner roter Blasen, genau wie die Handfläche. Statische Elektrizität. Haha.

Auch nach dem Abwasch sitzen mir die Ereignisse in der Notaufnahme noch immer in den Knochen. Ich gehe zurück in mein Zimmer, setze mich aufs Bett und starre Löcher in die Luft. Die Erinnerung an die grauen Augen steht im Kontrast zu jener an braunes, wirbelndes Wasser. Ich nehme meinen Collegeblock vom Nachttisch und fange an zu schreiben.



~~wenn eine seele sich~~  
~~in wasser auflösen kann~~  
~~hast du meine gekostet~~  
~~geatmet~~  
~~durch meine gedanken~~  
~~bis du ertrunken bist~~  
~~in dem, was einst~~

Ich streiche Zeile für Zeile durch, harte Linien mit dem Kugelschreiber. Der Haufen zusammengeknüllter Zettel auf der Bettdecke wächst.

Mama hat Gedichte geschrieben. Maj sagt, sie wären gut gewesen. Ich habe sie nie gelesen.

Zwei Wochen nachdem wir vom Flughafen nach Hause gekommen waren, nahm Papa alle Sachen von Mama und fuhr damit zu einer Brücke. Dort warf er alles ins Meer, Kleidung und Fotoalben und Schmuckschatullen und Tagebücher. Er habe mitten auf der Brücke gegessen, als die Polizei kam, erzählte Maj mir, als sie mich von der Schule abholte. Ich habe meinen Vater nie weinen sehen, auch dieses Mal nicht, denn als wir nach Hause kamen, waren seine Augen rot gerändert, die Wangen aber trocken. Als wäre das Ganze nur ein böser Traum gewesen.

Aber Mamas Sachen waren alle weg. Ihre Zahnbürste war aus dem Becher verschwunden, Decke und Kopfkissen vom Doppelbett, die hochhackigen Schuhe aus dem Flur. Selbst der Anrufbeantworter mit ihrer Stimme drauf. Es war, als hätte es sie nie gegeben. Abgesehen von den vergilbten Rechtecken über dem Sofa, wo die Familienfotos gehangen hatten.

In mir gibt es auch so ein Rechteck. Einen Ort, wo einmal ein klares Bild von Mamas Gesicht war, das aber jetzt, da ich es mir nicht mehr anschauen kann, mehr und mehr aus meinem Gedächtnis verschwindet. Es fing damit an, dass ich ver-

gaß, wie viele Muttermale sie auf der Wange hatte. Welche Farbe ihr Haar genau hatte. Wie ihre Augen geformt waren. Wie sie lächelte. Ihr Lachen, ihren Duft, ihre Hände.

Nicht einmal Maj besaß Fotos, die ich hätte haben können. Sie hat all ihre Habseligkeiten vor vielen Jahren bei einem Brand verloren. Als hätte das Universum beschlossen, mir unter Zuhilfenahme aller denkbaren Elemente Mama wegzunehmen, durch Wasser und durch Feuer.

Ich sammle die Papierkugeln ein. Gehe ins Badezimmer. Mein Zeigefinger drückt auf die Taste für die Doppelspülung, bevor das letzte Stück Papier ins Wasser fällt. Meine Worte verstopfen beinahe die Toilette, obwohl ich dreimal spüle.

Ich habe Lust auf eine Zigarette. Wie verrückt. Ich nehme meine verbrannte Jacke vom Schreibtischstuhl und ziehe sie an. Gehe raus in den Flur, stecke die Füße in meine Winterstiefel und nehme den Schlüssel vom Schlüsselbrett.

In dem Moment klingelt es an der Tür.

Ich stehe da, mit dem Schlüssel in der Hand, und schaue auf meine Armbanduhr. Es ist vier Minuten vor halb elf.

Papa ist es nicht und Maj hat einen eigenen Schlüssel. Ich schaue durch den Türspion. Prinzessin steht neben mir, eine Wächterin mit buschigem Schwanz.

Goldenes Haar verdeckt den Blick ins Treppenhaus. Dann sieht es so aus, als würde die Person einen Schritt zurücktreten und auf das Namensschild schauen.

Adriana.

Sie läutet noch einmal, lässt den Ton lange klingen. Ich öffne die Tür einen Spaltbreit. Prinzessin versucht, nach draußen zu entweichen, aber ich schiebe sie mit dem Fuß zurück.

»Ich habe das hier vor dem Bushäuschen gefunden. Die Adresse stand auf deiner Versichertenkarte.« Adriana streckt mir ein Portemonnaie entgegen, und ich erkenne das Camouflagemuster und das Isolierband an der kaputten Seite wieder.

Ich taste nach meiner Hosentasche, bin mir sicher, dass ich das Portemonnaie wieder eingesteckt habe, nachdem ich die Münzen für die alte Frau herausgekramt hatte. Doch dann fällt mir wieder ein, wie ich mit Adriana zusammengestoßen bin. Oder sie mit mir, absichtlich. Sie hatte die Hände in den Jackentaschen vergraben, als ich mich umdrehte.

Ich nehme das Portemonnaie, ohne ein Wort zu sagen. Ihre Finger sind trocken, als sie meine streifen.

Sie mustert mich abschätzend. Die durchlöchernte Strumpfhose, die dreckigen Cargoshorts, die Ärmel, die mir fast bis zu den Fingerspitzen reichen, die asymmetrisch geschnittenen, blau-schwarzen Haare, die unter der Strickmütze hervorschauen. Sie rümpft die Nase, als sie bei meinem Gesicht ankommt.

Ich scanne sie mit einem einzigen Blick. Lange Beine in engen Jeans und komplett geschminkt, als wäre sie auf dem Weg zu einem Fotoshooting. Ihre Haare sehen aus wie aus einem Werbespot für eine Pflegespülung. Sie hat die Arme vor der Brust verschränkt und das Gewicht auf einen Fuß verlagert, die Hüfte nach vorn geschoben. Modelartig. Sieh-mich-hör-mich-artig.

»Das war ein langer Weg, nur um ein Portemonnaie abzugeben.« Ich hätte auch fragen können, was sie wirklich hier will. Aber ein Fragezeichen am Ende eines Satzes ist ein kleiner krummer Haken, der die Leute näher zu meiner Seite des Gesprächs zieht. Und ich möchte Adriana beim besten Willen nirgendwohin einladen.

Aber ich kann sie auch nicht einfach bitten zu gehen. Albans jüngerer Bruder hat sie in der Notaufnahme angesprochen, also weiß sie vielleicht, wer Alban ist.

Ich begnüge mich damit, sie anzustarren. Und abzuwarten.

»Sind deine Eltern da?« Sie sieht an mir vorbei in die Wohnung.

»Nein.« Normale Teenager würden auf die Frage hin lügen. In einem Thriller wäre ich das erste Mordopfer. Aber Goldlöckchen sieht nicht aus wie eine, die Leute umbringt. Sie sieht eher aus, als würde sie ein abgebrochener Nagel zum Heulen bringen.

Prinzessin drückt sich wieder gegen mein Bein, um durch den Türspalt zu entwischen. Ich schiebe sie zurück, diesmal mit mehr Gewalt. Sie faucht mich an und verzieht sich ins Wohnzimmer.

»Woher kennst du Iris?«, fragt Adriana.

»Sie war die Chefin meines Vaters«, sage ich, ohne die Tür weiter zu öffnen.

»War?«

Ich weigere mich, ihren Köder zu schlucken. Wenn sie in den vergangenen Wochen ab und zu einen Blick in die Nachrichten geworfen hat, weiß sie nur allzu gut, warum ich im Präteritum gesprochen habe.

Ein Anflug von Gereiztheit huscht über Adrianas Gesicht, als ich nicht antworte.

»Weißt du, wo sich Iris aufhält, wenn sie nicht im Krankenhaus ist?«, fragt sie.

»Nein.«

»Wie gut kennst du sie?«

»Ungefähr so gut wie dich. Will sagen: gar nicht.«

Adriana öffnet den Mund, um etwas zu erwidern, aber im selben Moment fällt unten die Haustür zu. Auf der Treppe erklingen Schritte und zwei Köpfe tauchen auf. Schwarzes und orangerotes Haar. Die Geschwister aus der Notaufnahme. Sie kommen zum Treppenabsatz hinauf, bis sie vor der meiner Tür stehen.

»Hi, Adriana«, sagt die Orangerote. Die mit dem Pi-Laut.

Ihr Bruder sieht mich misstrauisch an. Sein strähniges schwarzes Haar und die beiden Silberringe in der Unterlippe

lassen ihn wie einen Emo-Vampir mit glänzenden Eckzähnen aussehen.

Ein Handy vibriert in der Tasche seiner schwarzen Lederjacke. Er holt es heraus, sieht kurz auf das Display und steckt es dann wieder ein. Pi wirft ihm einen fragenden Blick zu, den er ignoriert.

»Wir müssen mit dir reden.« Die Stimme des Bruders klingt heiser. »Aber nicht hier draußen.« Er schaut über seine Schulter die Treppe hinunter bis zur Haustür, als wäre ihnen ein Kettensägen-Killer auf den Fersen.

Ich weiß genau, worauf er hinauswill.

Sprache ist voller ungesagter Andeutungen, was ich hasse. Wenn jemand bei Tisch erwähnt, wie fade das Essen doch sei, will er in Wirklichkeit nur, dass man ihm das Salz reicht. Die Leute gehen davon aus, dass man den Hinweis versteht und selbst darauf kommt, was sie eigentlich wollen. Aber ich habe nicht vor, irgendwelche Vermutungen anzustellen.

Er hebt eine Augenbraue.

Schweigen.

Das Handy brummt in seiner Tasche. Erneut. Er ignoriert es. Erneut.

Noch mehr Schweigen.

»Dürfen wir jetzt reinkommen, oder was?«, fragt er ungeduldig.

Der Trick ist, andere dazu zu bringen, den Köder auszuwerfen. Fragen zu stellen. So bin immer noch ich diejenige, die hier die Entscheidungen trifft.

»Nenn mir einen guten Grund dafür«, sage ich. »Dann überlege ich es mir.«

»Es ist wichtig«, sagt er. »Du bist vielleicht in Lebensgefahr.«

Er bekommt einen Punkt für den dramatischen Auftritt.

Alle drei sehen mich abwartend an.

Ich bin neugierig. Wie ärgerlich. Die Sache mit dem Feuer in der Notaufnahme ergibt immer noch keinen Sinn, und es kommt nicht jeden Tag vor, dass mir jemand das Portemonnaie klaut, um einen Grund zu finden, später bei mir aufzukreuzen. Und wenn Adriana die Treppe wieder hinuntergeht, werde ich nie etwas über Alban herausfinden.

Ich öffne die Tür ganz, damit sie eintreten können. Sie behalten ihre Schuhe und Jacken an, genau wie ich. Ich bitte sie nicht, weiter in die Wohnung zu kommen.

Pi schielt auf meine rechte Hand und die verkohlte Jacke.

»Das hier ist mein Zwilling Bruder Noah.« Sie nickt in Richtung des Emo-Vampirs. Abgesehen von der Augenfarbe und den ähnlichen Gesichtszügen wirken sie eher wie ein Versuch, *keine* Zwillinge zu sein. Er ist komplett in Schwarz gekleidet und ihre Klamotten sehen so aus, als hätte ein Einhorn einen Regenbogen darübergekotzt.

»Die Frau mit der Sonnenbrille im Krankenhaus«, sagt Noah. Er ignoriert immer noch sein Handy, das in seiner Jackentasche wie wild vibriert. »Kennst du sie?«

»Wenn ihr ihren Lebenslauf wollt, fragt sie selbst«, sage ich. »Ich bin doch nicht Wikipedia.«

»Also kennst du sie«, schlussfolgert Noah.

»Sie war die Chefin von Nasrins Vater«, sagt Adriana.

»War.« Pi nickt verstehend. »Bis zu der Sache mit dem Skandal. Demenzmedizin, oder?«

Wenigstens verfolgt *eine* von ihnen die Nachrichten.

»Unter anderem«, sage ich.

Es klingelt erneut an der Tür.

Draußen steht das nervös aussehende Mädchen mit dem Zopf. Sie hält sich ein Handy ans Ohr. Es brummt schon wieder in Noahs Tasche.

Ich mache die Tür weiter auf und das Mädchen bemerkt die Zwillinge hinter mir.

»Noah! Warum seid ihr gerade abgehauen?«, fragt sie wütend. »Und warum gehst du nicht ans Handy?«

»Weil du doch ohnehin nur sagen wolltest, was du schon in deinen neunundzwanzig Nachrichten geschrieben hast, Emilie. Und weil ich nicht vorhabe, meine Meinung zu ändern.«

»Ich finde immer noch, dass es eine schlechte Idee ist, hierherzukommen, ohne vorher ...« Sie weicht meinem Blick aus. »Ohne vorher mit den anderen darüber gesprochen zu haben.«

»Komm endlich rein, damit wir die Tür schließen können«, sagt Noah. »Es gibt keinen Grund, weshalb das ganze Haus unser Gespräch mithören sollte.«

Das Mädchen mit dem Namen Emilie tritt ein und ich knalle die Tür hinter ihr zu.

»Wir gehen in dieselbe Klasse.« Pi macht eine Bewegung, die alle vier einschließt. Ich überlege, ob ich in ein soziales Experiment geraten bin – irgendein Schulprojekt, zu dem versteckte Kameras und unglaublich mieser Humor gehören.

»Dein Vater arbeitet also mit Iris zusammen«, sagt Noah, als wären wir überhaupt nicht unterbrochen worden.

»*Hat* gearbeitet. Und ich weiß nichts über sie.«

»Wie heißt sie weiter?«, fragt Pi.

»Steinmeier«, sagt Adriana.

»In der Zeitung aus Josefs Schuppen hieß sie Iris Morgenstern«, murmelt Pi. »Aber sie sehen sich wahnsinnig ähnlich. Und sie tragen beide Sonnenbrillen.«

»Ja, was soll das mit der Sonnenbrille?«, fragt Noah. »Wir haben fucking Dezember!«

»Sie hat eine Augenkrankheit und Überempfindlichkeit bei zu grellem Licht«, sage ich.

»Ich dachte, du hättest gesagt, dass du nichts über sie weißt?« Noah hebt eine Augenbraue.

»Wir brauchen diese Zeitung«, sagt Adriana. »Um mehr über sie herauszufinden. Über das Ganze. Aber wenn sie in Josefs Schuppen lag, ist sie jetzt weg.«

»Sie liegt bei Karl zu Hause!« Emilies Wangen bekommen rote Stressflecken. »Josef hat damit die Sachen in der Keksdose eingewickelt. Ich weiß noch, dass ich das Bild mit der Sonnenbrille bei ihm daheim gesehen habe, zwischen den ganzen Zeitungen auf dem Boden. Wenn er sie nicht weggeworfen hat, könnten wir den Artikel bei ihm finden!«

»Mal abgesehen davon, dass Karl uns hasst und uns wahrscheinlich nie wieder reinlassen wird.« Pi sieht ihren Bruder an, als wäre das seine Schuld.

»Keksdosengeheimnisse«, sage ich. »Und verschwundene Zeitungen. Ich sterbe gleich vor Aufregung.«

»Kennst du Karl Christensen?«, fragt Adriana.

»Nein.« Ich könnte fragen, wer das ist. Oder warum sie so versessen darauf sind, alles über Iris zu erfahren. Aber ich tue so, als wäre es mir völlig gleichgültig. Wenn ich es ihnen überlasse, Fragen zu stellen, bleibt der Ball auf meiner Hälfte des Spielfelds.

»Du wirst ihn wahrscheinlich kennenlernen«, sagt Pi. »Oder seinen Vater Josef. Der hat nämlich gesagt ...« Sie dreht den Kopf ruckartig in Richtung ihres Bruders. Sie sehen sich ein paar Sekunden lang an, als würde irgendetwas zwischen ihnen vorgehen. Ein stummer Machtkampf.

»Nur weil Josef jemanden erwähnt hat, heißt das noch nicht, dass wir diesem Jemand auch *vertrauen* können.« Adrianas Blick ist kühl, wie ein Laserscanner, der über mich gleitet und nach einem Strichcode sucht. Aber ich behalte meinen neutralen Gesichtsausdruck, um ihr nichts anzubieten.

»Nein«, sagt Noah triumphierend zu seiner Schwester. »Ganz genau.«

»Josef hätte sie doch bestimmt nicht erwähnt, wenn sie ...



gefährlich wäre.« Emilies Blick kreuzt meinen und sie schaut schnell wieder weg. Ich fühle mich wie die Hauptfigur in einem Film, bei dem nur die anderen Schauspieler das Drehbuch ausgehändigt bekommen haben.

»Josef erzählt nur *crap*«, sagt Noah. »Die eine Hälfte sind nur Andeutungen, weil wir mehr noch nicht wissen dürfen, und die andere Hälfte ist reiner Unsinn. Wir sind also gezwungen, selbst nachzudenken.« Er zieht etwas aus der Hosentasche. »Erkennst du das hier wieder, Nasrin?«

Ein großer, flacher Schmuckanhänger baumelt an einer Lederschnur von seinen Fingern herab. Er besteht aus dreieckigem Glas in einem geschwungenen Metallrahmen, der sich in der Mitte ein paarmal kreuzt. Noah reicht ihn mir.

»Der Rahmen sieht keltisch aus.« Ich drehe ihn in den Fingern, sorgsam darauf bedacht, desinteressiert zu wirken, während ich fieberhaft überlege, was Iris mit einem Schmuckanhänger aus Glas zu tun haben könnte.

»Möglich«, sagt Noah ungeduldig. »Aber hast du ihn schon einmal *gesehen*?«

»Nein«, sage ich. »Nicht, dass ich wüsste.«

Emilie räuspert sich.

»Hast du ... ähm, in der letzten Zeit etwas Seltsames geträumt?«

»Nein«, sage ich. Die Ecken des Anhängers drücken gegen die Brandblasen in meiner Handfläche.

»Es ist nur ... falls du einen von uns schon mal im Traum gesehen hast, könnte das ein Zeichen sein. Dafür ... ähm, dass wir uns kennen. Oder uns kennenlernen werden.«

»Ich träume nicht«, sage ich.

»Woher kennst du dann den mit dem Blindenstock?«, fragt Noah. »Du hast gesagt, dass du ihn schon einmal gesehen hast. Wann war das genau?« Seine unverblümte Art provoziert mich.

Ich bereue, dass ich sie in die Wohnung gelassen habe.

»Vor sieben Jahren«, sage ich.

*Sechs Jahre und dreihundertneunundvierzig Tage*, denke ich.

»Also warst du ... sechs Jahre alt oder so?« Bestimmt rät er mit Absicht falsch.

»Zehn«, sage ich.

»Und du erinnerst dich immer noch an ihn?« Noah blickt skeptisch drein.

»Ja.«

Man erinnert sich an die Gesichter von Leuten, die einem das Leben retten.

»War er blind?«, fragt Emilie.

»Nein«, sage ich.

»Also hast du jemanden getroffen, der ihm *ähnlich* sah«, korrigiert mich Adriana.

Alle vier sehen mich an.

Und erneut warten sie darauf, dass ich ihnen das Salz reiche, ohne mich darum zu bitten. Ich soll ihnen mehr erzählen. Über Iris. Ohne dass sie irgendetwas von sich selbst preisgeben.

Mein Blick in ihre Richtung ist finster.

Flechtzopf-Emilies Handy klingelt. Sie nimmt den Anruf an und errötet, als sie plötzlich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht.

»Was?«, murmelt sie. »Nein, wir sind gerade erst angekommen.«

»Hast du den anderen gesagt, dass wir hier sind?«, fragt Noah.

Ihre Nicht-Antwort ist offenbar Antwort genug.

»Great«, sagt er. »Gruppenausflug.«

»Ihr könnt nicht einfach gehen, ohne dass wir darüber gesprochen haben«, sagt Emilie verbissen. Sie ist immer noch rot im Gesicht, aber es ist erfrischend zu hören, dass dem Typen mal jemand Kontra gibt. »Ja«, spricht sie ins Handy. »Dritte Straße. Nein, das gelbe Haus.«

Noah stößt ein Schnauben aus.

»Mit seinem Superhirn sollte sich Linus nicht wie ein Spast aufführen, wenn es nur darum geht, den Weg zu finden.«

Mein Inneres gefriert zu schwarzem Eis.

»Spast.« Ich betone das Wort derart stark, dass Noah erstarrt. »Interessanter Ausdruck. Du benutzt bestimmt auch ›Mädchen‹ als Schimpfwort. Weil Frauen so viel weniger wert sind.«

»Oh Gott.« Noah sieht müde aus. »So eine bist du also.«

»›Schwuchtel‹ und ›Homo‹ kommen auch immer gut an«, fahre ich unverdrossen fort. »Über Dicke herzuziehen oder rassistische Kommentare vom Stapel zu lassen, funktioniert ebenfalls. Da gibt es so viel Auswahl. Sprache ist die perfekte Waffe, wenn man einen Mangel an Hirnzellen kompensieren muss. Angefangen bei fiesen Spitznamen. Und ›Spast‹ ist natürlich ein Hit. Ein Klassiker.«

Aus den türkisfarbenen Augen sprühen aggressive Funken, aber Noah wendet weder den Blick ab, noch senkt er schuld- bewusst den Kopf.

Normalerweise haben die Leute Berührungsängste. »*Lieber nichts Falsches zu der mit der toten Mutter sagen.*« Davon weiß er nichts, aber ich habe das starke Gefühl, dass es ihm so oder so egal wäre, und das weckt etwas Dunkles in mir.

Ich stelle mir vor, wie ich ihm wie ein wildes Tier die Haut abreiße, rote Streifen über die Winterblässe ziehe, mit den Zähnen seine Pulsadern zerfetze, sein Leben wie warme, zitternde Tropfen auf meinen Lippen spüre. Das Bild ist so lebendig, dass mir das Herz in der Brust hämmert und sich meine Nackenhaare aufstellen. Ich stehe reglos da, während die Wildheit wie eine dunkle Flutwelle in mir pulsiert. Ebbe und Flut, Ebbe und Flut, im Takt mit meinem Herzschlag.

Ich halte ihm den Glasanhänger hin. Die Luft zwischen uns fühlt sich lebendig an, aufgeladen mit Hass. Fast wie ein Sum-

men im Körper. Prinzessin faucht von der Wohnzimmertür her.

Noah streckt die Hand aus, um den Anhänger an sich zu nehmen, die Augen türkisblaue Schlitze. Seine Finger streifen meine. Ein Knall ertönt und ein Blitz aus Schmerz schießt mir durch den Arm. Noah lässt den Anhänger fallen und springt zurück. Pi schreit erschrocken auf.

»Du hast es schon wieder getan!« Emilie starrt Noah mit großen Augen an. »Wie in der Schule!«

»Wann?«, fragt Adriana.

»Er hat Jonathan einen Stoß verpasst, kurz vor unserer ersten ...« Emilie verschluckt den Rest des Satzes und fängt wieder an, auf ihrer Oberlippe herumzukauen. Es sieht aus, als wollte sie ihr Gesicht aufessen.

»Wie hast du das gemacht?«, fragt Pi. Beide Mädchen scheinen sich sicher zu sein, dass *er* den merkwürdigen Knall ausgelöst hat.

»Ich habe nichts getan.« Noah reibt sich die Innenseite der Hand, die in einem schwarzen fingerlosen Fäustling steckt und den Stoß abbekommen hat. Oder die ihn verpasst hat. Könnte so ein Zwillingsding sein.

Ich schaue auf meine eigene Hand hinunter. Es summt unter der Haut, aber es sieht nicht so aus, als würden noch weitere Brandblasen entstehen.

»Hast du es auch gespürt, Nasrin?«, fragt Emilie. »Das, was Noah gemacht hat?«

»Einen Scheiß habe ich gemacht!« Noah hebt den Glashänger von der Fußmatte auf.

Es klingelt an der Tür. Zum dritten Mal. Noah steckt den Anhänger in die Tasche seiner schwarzen Jeans, schaut durch den Türspion und schüttelt den Kopf.

»Die Wonderboys.« Er öffnet die Tür, als wäre das hier jetzt sein Territorium. Ich stelle mir sein Blut auf der Fußmatte vor.

Zwei Gestalten betreten die Wohnung. Zuerst kommt der Junge mit dem hellbraunen Haar aus der Notaufnahme, der jetzt eine abgewetzte Ledertasche an einem Riemen über der Schulter trägt.

»Oh. Hallo.« Er bleibt stehen, als er mich erblickt. »Ich heiße Linus.«

Hinter ihm steht die Fata Morgana aus der Vergangenheit. Alban.

Er dreht mir das Gesicht zu, aber seine grauen Augen sind auf die Wandlampe gerichtet, neben der ich stehe.

Die Zeit bleibt stehen. Es scheint, als würden mich alle ansehen, während ich ihn anstarre.

»Hallo«, sagt er. Prüfend, aber nicht unsicher. Sein Rücken ist gerade und sein Griff um den Blindenstock fest. Er strahlt eine vertraute Ruhe aus, die in meinem Körper kribbelt, eine sieben Jahre alte Erinnerung. »Wie viele sind wir?«

»Emilie, Adriana, Pi. Und Nasrin«, sagt Noah. Er lässt meinen Namen klingen wie etwas, das in einer amerikanischen Talkshow weggepiept würde.

»Volles Haus«, sagt Adriana. »Sonst ist niemand hier.«

»Was habt ihr alles erzählt?«, fragt Alban.

Ich kann nicht zu ihm sehen und es zugleich nicht lassen.

»Gar nichts«, sagt Noah. »Noch nicht.«

»Nasrin?«, fragt Alban.

Mich durchfährt ein Ruck.

»Ja.« Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich das Wort gesagt oder nur gedacht habe, also wiederhole ich es noch einmal.

»Ja.«

Er macht ein paar Schritte auf mich zu, bis er vor mir steht. Meine Stimme muss ihm verraten haben, wo ich mich befinde.

»Wir konnten einander vorhin gar nicht richtig vorstellen.«

Von Nahem betrachtet haben seine Augen die Farbe von

Sonnenstrahlen auf dem Wasser. Es fühlt sich an, als würde ich ertrinken.

Er öffnet die rechte Hand und streckt sie mir entgegen.

»Alban. Freut mich, dich kennenzulernen.«

Ich reiße den Blick los und schaue nach unten. Er hat eine Narbe auf der Handfläche, sie gleicht einem großen, ungeraden Dreieck. Mitten in dem hellroten Narbengewebe ist eine andere Art, fast silberfarbene Haut zu erkennen.

Ich ergreife seine Hand, langsam.

Als meine Haut seine berührt,

verschwindet

die Welt

um

mich